

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1917

Johann Claus [Mit Abb.]

Johann Claus

Landwirt, Sohn des verstorbenen Landwirts J. Claus in Torsholt, Gemeinde Westerstedde, geboren am 18. April 1888, wurde als einziger Sohn im väterlichen Betriebe erzogen, für den er auch von Jugend auf großes Interesse zeigte, besuchte von Oktober 1902 bis Ostern 1904 die Großherzogliche Ackerbauschule in Barel. Dann war er in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben des Oldenburger Landes sowie auf einem Rittergute in Sachsen tätig, um sich in seinem Berufe weiter auszubilden. Seine elterliche Stelle, die während seiner Minderjährigkeit verpachtet war, trat er Mai 1910 an; sie gewann während der kurzen Zeit seiner Bewirtschaftung ein der Neuzeit entsprechendes Ansehen. Von seiner Sachkenntnis legte ein sehr guter Rindvieh- und prächtiger Pferdebestand Zeugnis ab. Auch auf den hiesigen Rennen errang er als bekannter Reiter viele Preise. Wegen eines Augenfehlers war er vom Militärdienst frei, doch bei Ausbruch des Krieges verließ er Haus und Hof und eilte begeistert als Freiwilliger zu den Fahnen. Er trat am 15. August 1914 beim Feldartillerie-Regiment Nr. 62 in Oldenburg ein und rückte schon am 20. September als einer der ersten Kriegsfreiwilligen nach dem Westen vor Reims ins Feld. Später wurde er zum Feldartillerie-Regiment Nr. 100 versetzt und hier am Scherenfernrohr und als Telephonist ausgebildet. Am 25. September 1915 fand er in der großen Champagneschlacht den Heldentod. Er hatte die Telephonleitungen einer Batterie unter sich, die vorgeschoben bei Perthes lag, suchte bei einem Angriff der Franzosen Schutz in einem Unterstand, in den Handgranaten geworfen wurden, und wurde hier getötet. Er galt lange als vermißt. Sein Tod darf auf Grund der Aussage eines Kameraden, der in französische Gefangenschaft geraten ist, mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden.

Feldpostbriefe an seine Mutter und Verwandte.
Tagebuch bis zum 16. Oktober 1914.

Frankreich, 5. Oktober 1914.

Hier an der Marne haben auf der ganzen Linie harte Kämpfe getobt. Jetzt ist alles ruhig, man hört nicht mal Kanonenschüsse. So ist die Sache kolossal langweilig, just als ob gar kein Krieg wäre. Der 6. und 7. Oktober sind genau so. Wir vertreiben uns die Zeit mit Pfannkuchenbacken, Puddingmachen, Kartoffelnbraten usw. Wir leben wirklich gut. Dazu haben wir etwas Pferdebewegen, Exerzieren und Instruktion. Dann und wann wird mal ein Flieger beschossen, doch jedesmal ohne Erfolg. Bei dem hellen, schönen Wetter kommen jeden Tag viele und werfen öfters Bomben. Wenn sie beschossen werden, rücken sie aber doch gern aus. Allermwärts auf dem Lande liegen die französischen





× Johann Claus



Hohlbläser herum. Die Dinger müssen mit sehr schlechtem Pulver geladen gewesen sein. Der 8. Oktober sollte uns direkt verpfuscht werden. Erstens war es schon 1 Uhr, als wir in unser Biwak einrückten, dann mußten wir noch Wache stehen; und als plötzlich gegen 3 Uhr die dicht bei uns stehende schwere Haubitzenbatterie plötzlich anfang zu schießen, rasten mehrere von unseren Gespannen mit den Prozen auf und davon. Da wir gefechtsbereit sein mußten, waren die Pferde nicht abgespannt, und die Wachen hatten nicht gut aufgepaßt. Da mußten wir denn alle heraus und durften uns nur neben unseren Pferden bewegen. Dazu wars bitter kalt, und man freut sich gewaltig, wenns endlich im Osten im fernen Deutschland hell wird. Am Tage wurde es denn auch wieder sehr schön warm. Dann wurden auch die Pferde abgespannt, und nachmittags erhielten wir Befehl zum Stallbauen. Da wir in einem etwa 30jährigen Fuhrenbestand am Berge liegen, geht das auch sehr gut. Es werden einfach Tannen abgeschlagen, als Sparren und Latten benutzt und mit Roggengarben, die aus den Mieten vom Felde geholt werden, zugedeckt. Das gibt wunderschöne warme Ställe. Abends müssen wir zum Tränken in das nahe gelegene Dorf Brimont. Dort sind in den zerschossenen Häusern die Brunnen wieder freigelegt, so daß man allenthalben Wasser ziemlich günstig erhalten kann. Da wir uns selbst auch Hütten gebaut haben, schlafen wir darin, noch dazu in warme Woilachs eingehüllt, tadellos. Sonntag den 11. Oktober wird an unsern Ställen weiter gebaut. Einige bestreiten es sogar ganz energisch und wollen nicht glauben, daß Sonntag ist. Ich erfinde jedoch noch ganz was Gutes, nämlich Brotsuppe. Da ich über die Bereitung von zu Hause nachgedacht hatte, versuchte ich es auch hier. Ich kochte einfach Kommißbrot in Wasser einige Zeit auf, tat Zucker nach Geschmack dazu, und die allerschönste Brotsuppe war fertig. Bald kochte die halbe Batterie Brotsuppe. Als wir abends noch etwas Wein erhielten, tat ich von dem noch etwas zu, und jetzt erhielt ich ein wirklich fürstliches Essen. Jeden Abend in der Dunkelheit hören wir nur die Nachtgefechte in der Linie. Die Franzosen versuchen immer und immer wieder den Durchbruch durch unseren Ring, doch jedesmal werden sie sehr blutig zurückgeschlagen. Manchmal kam kein einziger wieder zurück. Einen besonders heftigen Ansturm unternahm der Feind am Abend des 14. Oktober. Es war ein unaufhörliches Kanonendonnern, Gewehrfeuern und Aufleuchten der Scheinwerfer. Es ist ein herrliches Schlachtenpanorama, doch mancher muß dabei sein Leben lassen. Daß auch die französischen Pferde das Hurrarufen der Deutschen nicht vertragen können, zeigt folgender kleiner Vorfall. Als wir vor unserem Quartier standen, kam ein Infanterist in zweirädrigem, französischem Wagen mit französischem, geschnapptem Gaul in flottem Trab angefahren. Eine Strecke hin stand ein Häufchen Infanteristen, die beim Verlesen einer Siegesnachricht kräftig Hurra riefen. Da, wie auf Kommando biegt der Gaul um, und flott gehts querfeldein. Er ist nicht zu bewegen, da wieder an vorbei zu gehen. Am 16. Oktober

kamen wir dann wieder in Feuerstellung. Am Sonntag den 18. Oktober war auch Andreas Koopmann aus Zwischenahn mit seinem Auto da und brachte mir ein Paket von Hause mit. Da bekam ich denn endlich genau nach 4 Wochen seit meiner Abreise wieder ein Lebenszeichen von zu Hause. Das war mal ganz was Feines in Feindesland, vor allem die schöne Lederweste, das ist ja ein Prachtding. Die wärmt ganz kolossal, kein bißchen Wind geht durch. Da werde ich wohl noch lange was von haben, alle haben mich darum beneidet. Auch zu der schönen Butter und den anderen Sachen habe ich mich sehr gefreut, das sind so Raritäten, die man sonst im Feldzug nicht kennt. Davon habe ich keinem was gezeigt, da gute Freunde zu solchen Dingen stets zu finden sind. Butter könnt Ihr mir wohl nicht gut wieder schicken, die ist doch zu schnell alle, und gerade von dieser will jeder gern was ab. Das Beste, was Ihr mir senden könnt, ist wohl öfters roher Speck in kleinen Feldpostpaketen und Tabak. Bouillonwürfel sind auch tadellos und vielleicht mal Kakao, hauptsächlich wenn wir Weihnachten noch nicht wieder zu Hause sein sollten, was ja leicht möglich ist. Kaffee empfangen wir hier auch von der Batterie. Und Feldpostkarten, daß ich schreiben kann. Unterzeug und solche Sachen haben wir direkt im Überfluß. Allwärts ist hier dieselbe Verwüstung. Wer das nicht gesehen hat, kann es sich gar nicht vorstellen. Die Dörfer sind nicht so wie bei uns, sondern die Häuser stehen an ganz engen Straßen. Auf den Feldern an den Straßen so vereinzelt stehen kaum Häuser. Fenster haben die Häuser nur kleine und ganz wenige, so daß das Ganze einen unfreundlichen Anblick gibt. Dabei ein Haus wie das andere, die Höfe ganz von bis 3 m hohen Mauern umgeben. Schlösser gibt es hier ziemlich viel. Gleich in der ersten Zeit, wo ich hier war, waren wir ziemlich dicht vorm Feind. Dann ritten wir in ein Schloß zu tranken. Das war ein wirklich geisterhaftes Reiten. Ihr müßt Euch vorstellen: bei ganz hellem Mondenschein abends gegen 9 Uhr reitet ein Trupp Reiter mit über 100 Pferden zu zweien neben einander quer über das Feld unter einer hohen Eisenbahnbrücke durch in einen von hohen Mauern umgebenen Schloßhof. Quer über diesen gehts durch den wunderschönen hügeligen Park an dem total zerschossenen und ausgebrannten Schloß vorbei an einen fließenden breiten Bach. Dort wird still abgefessen, und die Pferde werden getränkt, ohne daß jemand ein Wort dabei sagen darf, weil die Feinde dicht vor uns liegen. Am Horizont dann allwärts die brennenden Dörfer. Dann wird still wieder aufgefessen, und fort gehts wieder in unser Biwak. Die ganze Sache hat damals auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Jetzt hat man sich schon daran gewöhnt. Aus einem Keller in einer nahen Zuckerfabrik holten unsere Soldaten dann nach 14 Tagen noch alte Männer, Frauen und Kinder, die schon ca. 3 Wochen dort drin gesteckt hatten. Für die muß es da auch nicht schön gewesen sein, wenn man bedenkt, daß immer noch die Artillerie hineinschoß. Diese Leute wissen wirklich, was Krieg ist. — Hier ist alle Tage Schützenfest, bald wird heftiger, bald weniger gefeuert.

Frankreich, 6. November 1914.

Ich bin etwas weiter gekommen und berittener Telephonist geworden. Als solcher bin ich immer ganz vorne beim Hauptmann unserer Batterie in der Beobachtungsstelle. Diese liegt etwas von der Batterie, die ja meistens verdeckt steht, entfernt auf einem Punkt, wo man das Gelände und die Bewegungen des Feindes genau beobachten kann. Dahin wird dann schnell die Verbindung hergestellt, und alle Kommandos gibt der Hauptmann durch mich an die Batterie. Das ist für mich ja ein ganz interessanter Dienst, und wenn ich wiederkomme, habe ich jedenfalls auch allerlei mitgemacht. Wir führen hier in der Front augenblicklich ein recht beschauliches Leben. Wir essen gut und schlafen nachts auch sehr lange, d. h. wenn uns die Herren Franzmänner nicht gerade beschießen. Das tun sie nun allerdings leidenschaftlich gern und viel, nur gut, daß sie das Zielen nicht verstehen. Aber man gewöhnt sich auch schnell daran. Neulich, wo wir mal in Brimont so recht nett auf Matrasen schliefen, die Betten fehlten Gott sei dank, schossen sie die Nachbarhäuser mit ihren schweren Granaten zusammen. Wir haben uns aber, wie das Krachen losging, nur auf die andere Seite gelegt, es schlief sich wirklich zu tadellos auf den Matrasen. Morgens rückte eine andere Batterie in unsere Stellung. Und als wir abends mit unseren Pferden wieder in das Dorf zur Tränke wollten, bekamen wir heftiges Feuer. Gleich die erste Granate traf den Stall, wo wir die Nacht vorher lagen, tötete 1 Unteroffizier und 20 Pferde und verwundete 8 Mann. Wir waren also gerade rechtzeitig heraus. Etwa 5 km vor uns in einer Senkung liegt Reims, die berühmte Kathedrale sieht man bei hellem Wetter recht deutlich. Ob sie noch lange steht? In der letzten Nacht hat unsere schwere Fußartillerie 300 Schuß in die Stadt geschossen, da wird allerlei kaputt sein. Gestern abend schossen nämlich die Franzosen über uns weg in das Dorf Bourgogne, wo viel Militär liegt. Darauf kam dann aber gleich der Befehl, Reims zu beschießen. Etwas rechts von uns liegt auch der Argonnenwald. Gerade nachts wird hier jetzt oft heftig gekämpft, das gibt denn mit den Scheinwerfern, Leuchtkugeln, den brennenden Dörfern ein herrliches, wenn auch recht ernstes Bild. Wie es aussieht, wo Krieg ist, davon kann nur der sich einen Begriff machen, der es gesehen hat. Ganze Dörfer, Schlösser, Städte sind zusammengeschossen und ausgebrannt, die Bewohner geflüchtet. Die Felder liegen alle verwüstet und unbebaut. Die großen Getreidemäher stehen vielfach noch auf den Feldern, das Holz davon wird, da es sehr leicht brennt, von uns zum Feuern benutzt. Bei hellem Wetter sind viele Flieger unterwegs, das brummt den ganzen Tag. Es ist so ein eigenartiges Gefühl, wenn der Flieger hoch oben in der Luft wie ein Raubvogel steht und man das unheimliche Säusen der herunterkommenden Bombe hört. Man kann sich dagegen ja absolut nicht decken. Gerade 5 m neben unserer Telephonbude liegt noch so ein Ding, ein Blindgänger, von uns eingefriedigt, da er bei der leisesten Berührung krepieren kann. Sobald unsere Batterie

in Stellung geht, wird eine Beobachtungsstelle gesucht. Meistens liegen diese Punkte weit vor der Batterie, oft in den Schützengräben der Infanterie. Dahin wird dann schnell das Telephon gelegt, und dann gibt mir der Hauptmann sämtliche Befehle an die Batterie durch das Telephon. Die Batterie schießt dann über uns hinweg, und wir können genau sehen, wie die Schüsse wirken. Das Legen des Telephons geht sehr schnell, den Apparat und den Draht habe ich am Pferd, und im vollsten Galopp wird der Draht abgewickelt. Auch einen Karabiner habe ich, kann also auch auf eigene Faust Krieg machen. — Wo deutsches Militär liegt, da erhalten sämtliche Straßen gleich deutsche Namen und die Häuser Nummern. Da werden die Straßen gleich gefegt und alles nach Möglichkeit sauber gemacht. Der Deutsche bringt Kultur in Frankreich hinein. Wir haben unsere Bude mit schönem weißem Leinen ausge schlagen, die Wände mit Bildern tapeziert, so daß das Ganze einen sehr wohnlichen Eindruck macht. Und wenn ich morgens aus meinem Federbett, wollte sagen Strohlager, aufstehe, dann bin ich genau so fein gestellt, als wenn ich in wirklichem Bett geschlafen hätte. Einmal hatten wir es mit schweren Engländern zu tun. Da lagen wir hinter einer hohen Schloßmauer ziemlich dicht vorm Feind mit den Pferden in Deckung. Als wir da abends gerade die Post erhalten hatten und ich mir eine dicke Zigarre anstecken wollte, kamen erst eine und dann mehr, ungefähr 10—12 von den schweren englischen Schiffgeschossen angesummt, gingen haarscharf über uns weg und schlugen 50—80 m hinter uns ein. Über uns flogen die Sprengstücke, und Erdschollen sausten uns um die Ohren wie nichts Gutes, doch keiner wurde verletzt, obgleich mehrere Stücke davon in ihren Sätteln hatten. Wenn man erst das Geschütz und den schweren Brummer pfeifend herankommen hört, da legt sich meist alles ehrerbietig auf den Bauch. Doch daran gewöhnt man sich. Nun aber genug vom Krieg, sonst fangt Ihr nachher auch noch Krieg an und sagt, ich hätte es Euch gelehrt.

Suzancourt, 14. Dezember 1914.

Ihr Lieben! Heute will ich mal daran gehen, Euch einen Weihnachtsbrief zu schreiben. Ich habe ungefähr ausgerechnet und hoffe, daß er Euch auf den Weihnachtstisch gelegt wird. Hoffentlich feiert Ihr Weihnachten, wo Paul und ich jetzt im Felde stehen, nicht gar zu still, vor allen Dingen muß die kleine Irmgard doch auch einen Tannenbaum haben, jetzt versteht sie ja schon ungefähr, was so ein helleuchtender Baum ist. Ich für meinen Teil habe die schönste Aussicht, Weihnachten hinter der Front auf einem großen französischen Gutshof zu feiern, weil ich in ein anderes Regiment versetzt bin. Als wir vor 3 Tagen gerade wieder aus Ruhe in die Feuerstellung fahren wollten, erhielten wir unterwegs den Befehl, daß 4 von unseren Geschützen mit unserem Hauptmann Westerkamp, bei dem ich besonders gut angeschrieben bin, zur Bildung eines neuen Regiments abkommandiert wären. Ich wurde dazu als Telephonist und Meldereiter bestimmt. Wir sind dann gleich am anderen Morgen in aller Herrgottsfrühe abgerückt, und



jetzt liegen wir weit hinter der Front auf dem Gutshof und warten der Dinge, die da kommen sollen. Wir sind also einem vollständig neuen Regiment, das hauptsächlich aus Kavallerie besteht, zugeteilt. Ich glaube, daß wir hauptsächlich eine Verfolgungsbatterie sind; denn einen Angriff können wir mit unserer vielen Kavallerie und wenigen Geschützen nicht machen. Hier merkt man nichts vom Krieg, man hört keinen Kanonendonner, kein gar nichts. Hier scharren die Hühner auf dem Mist, hier melkt die Magd ihre Kühe, hier gibt es zum Teil bestellte Felder, kurzum, es herrscht ein Leben wie im Frieden bei einem Manöver. Die Knechte ackern auf dem Felde, nur der Besitzer sieht etwas knurrig aus, weil zu viel von den Preußen es sich auf seinem Hof gemütlich machen. Nun, dem ist nicht zu helfen. Dabei brauchen wir nachts keine Wache zu stehen, sondern die ganze Batterie schläft in einem großen Zimmer auf dem Boden, natürlich auf Stroh. Sauber, sehr sauber, nicht wahr? Nur unheimlich viel Ratten und Mäuse sind darin, die spazieren einem nachts was auf dem Kopf herum. Gestern Nacht habe ich mit so einer dicken Bierbeinigen erst einen Gang durch die Scheune gemacht, daß die Hafergarben nur so flogen. Die hat sich aber nicht wieder sehen lassen. Ja, ja, es gibt allerlei Feinde in Frankreich, doch wir schlagen sie alle. Alle 2 Tage schickt unser Hauptmann einen Reiter, der unsere Postsachen holt, und unsere Weihnachtspakete werden alle in einem Raum verschlossen und erst am Weihnachtsabend ausgegeben. Da können wir vernünftig Weihnachten feiern, nicht wahr? Und dabei haben wir das allerschönste Wetter, kein Weihnachtswetter mit Schnee und Eis, sondern schönes, warmes Wetter wie bei uns im Ammerland im Oktober. Weihnachten holen wir uns dann einen Tannenbaum, und dann feiern wir mal Weihnachten in Feindesland. Nur möchte ich eins, nämlich, daß Ihr zu Hause auch ordentlich feiert und nicht so still bei der Lampe sitzt; denn es würde mir das ganze Fest verderben. Gott sei Dank, braucht Ihr ja noch nicht zu trauern, sondern ich will hoffen, daß wir nächstes Jahr Weihnachten alle wieder zusammen feiern. Und nun das Weihnachtsgeschenk. Ich hatte für Anna und Martha je ein Armband aus dem kupfernen Führungsring einer französischen Granate vorgesehen. Da wir aber Knall und Fall aus der Feuerstellung weglamen, habe ich die Dinger leider nicht mitgekriegt, doch finde ich hoffentlich noch welche, daß ich das angesagte Geschenk mitbringen kann. Für Mutter habe ich allerdings von hier aus kein Geschenk, das muß ich nachher noch nachholen. Nun aber Schluß. Nochmals wünsche ich Euch allen recht vergnügte Weihnachten und hoffe, daß wir bald alle zusammen ein recht frohes Wiedersehen feiern können. Mit vielen Grüßen schließt

Euer Johann.

5. Januar 1915.

Hier sieht man erst, wie viel Soldaten hinter der Front stehen und noch nie eine Granate krepieren, geschweige denn einen Franzosen gesehen haben. Doch alle sind höchst nötig, um die Soldaten in der Linie mit Lebensmitteln usw. zu



versorgen. Mein Telephon bin ich jetzt auch los und habe dafür Richtkreis und Scherenfernrohr erhalten, bin also um einige Stufen gestiegen. Mit dem Richtkreis richte ich die Batterie auf das Ziel ein, und dann wird durch das Scherenfernrohr die Wirkung beobachtet. Hoffentlich kann ich mich bald beim Feind dafür bedanken, daß sie mich neulich, als ich mich beim Legen des Telephondrahtes etwas offen zeigte, mit einem Duzend Granaten begrüßten. Ich war aber höflich wie im Morgenlande und habe mich platt auf den Boden gelegt, da ließen sie mich in Ruhe. Ja, ja, mit dem Hute in der Hand kommt man auch weit in Feindesland. In unseren letzten Stellungen hatten wir öfter schweres und, ich muß sagen, wirklich wohlgezieltes Feuer, hauptsächlich von schweren Geschützen. Manchmal weiß man gar nicht, wie noch alles so gut gehen kann. So verloren wir einmal nur 2 Pferde, wo doch der erste Schuß mitten in unserer Batterie saß und dann Schuß auf Schuß hereinprasselte. Schnell sattelten wir unsere Pferde, die abgespannt in den Strohställen standen, und dann rückten wir aus. Eine Granate, die mitten in den Unterstand unseres 1. Geschützes sauste, war glücklicherweise von den 25 Stück, die auf unsere Batterie hagelten, der einzige Blindgänger, sonst wären die Leute und das Geschütz hingewesen. Die Leute haben sich nachher nicht schlecht ihres neugeschenkten Lebens gefreut. Ja, Glück oder vielmehr Dusel muß der Mensch haben, sonst geht's schief. Weihnachten haben wir tadellos gefeiert. Und wenn wir nicht nach Hause hätten denken müssen, wo die Lieben in der Ungewißheit über das Schicksal ihrer Feldgrauen im fernen Feindesland gewiß still zusammensaßen, dann wäre es ganz fein gewesen. „Ja, daß die Welt einst golden war, Wer will das bestreiten?“ singt gerade mein Kamerad. Doch hoffentlich wird sie wieder golden, wenn wir nur erst die Welt unserer Feinde ordentlich verkloppt haben, wie sich das gehört. Besonders den Engländern müssen wir's doch noch tüchtig geben, und hoffentlich kommen wir über den Bach, daß diese falschen Brüder mal lernen, was ein Krieg im Lande ist. Dann haben wir wohl für lange Zeiten Frieden, und wir Feldgrauen können dann in unser liebes Heimatland zurückkehren. Wenn ich glücklich wieder heimkehre, dann erzähle ich Euch die Einzelheiten aus — 1001 Nacht. Herzliche Grüße. Euer Johann.

Frankreich, 3. Februar 1915.

Wir liegen jetzt etwas nördlich von Berry au Bac, wo früher Sachsenregimenter lagen. Unser Hauptmann wurde gestern, allerdings nur sehr leicht, von einem Granatsplitter verwundet, als er sich offen auf einer Höhe zeigte. Für mich ist es wirklich ärgerlich, daß er weggekommen ist. Wenn er im Dienst auch furchtbar streng war, so stand ich mich doch besonders gut mit ihm. Auch viel Unterricht habe ich bei ihm gehabt und Karten für ihn gezeichnet, in die ich die feindlichen Stellungen genau eingetragen hatte. Ich sage immer noch, Unkraut vergeht nicht, und so leicht getrauen es sich die Franzosen nicht, mich totzuschießen; denn erstens würde ich ihnen das sehr übel nehmen, und zweitens ist es wirklich

besser, wenn sie es bleiben lassen, da ich ja meine Ollenheide noch nicht ganz fertig habe.

4 km nördlich von Barry au Bac, 12. Februar 1915.

Vorgestern hatten wir auch das erste richtige Gefecht wieder, d. h. geschossen wird den ganzen Tag, aber meist nur von Artillerie. Da wollten unsere Nachbarn aber mit in unseren Schützengraben, doch wir haben sie mit sehr blutigen Köpfen wieder heimgeschickt. Es war eine wüste Knallerei, das ganze Gefechtsfeld gleich in Rauch gehüllt von den platzenden Granaten. Abends in der Dunkelheit um 9 Uhr kamen sie noch einmal, aber auch jetzt nützte es ihnen nichts. In der Dunkelheit arbeiten Freund und Feind mit Leuchtkugeln und Scheinwerfern, die das ganze Gefechtsfeld taghell erleuchten. Es sieht dann wirklich schön aus. Nun für heute Schluß. Hoffentlich geht es Euch allen in der fernen Heimat auch so gut wie Euerem fernen Feldgrauen; denn der ist, wie Ihr hier auch wohl herauslesen könnt, immer noch kreuzfidel. Unseren alten Hauptmann kriegen wir nicht wieder, der hat Erholungsurlaub nach Deutschland.

Frankreich, 9. April 1915.

Liebe Mutter! Wie Ihr wißt, liegen wir im Herenkessel vor Perthes, doch die Kämpfe hier sind anscheinend vorüber. Die Franzosen werden die Nase wohl voll haben und hier nicht mehr durchbrechen wollen. In jedem Abend wird allerdings das Schießen der Infanterie heftiger. Dann hört sich genau so an wie das Brodeln im Kessel. In einigen Stellen liegen sich Deutsche und Franzosen aber auch nur 7 m einander gegenüber. Unsere Stellung ist eigentlich großartig ausgebaut, so gut wie wir es nie hatten. Im allgemeinen ist die Champagne eine trostlose Gegend. Stundenlang kann man fahren, ohne daß man ein Dorf oder auch nur ein Haus sieht. Dazu sind die nächsten Dörfer von hier nur noch Steinhäufen. — Die deutschen Soldaten aber leben in selbstgemachten Dörfern von Unterständen, die dicht an dicht an richtigen, breiten Wegen liegen, die mit Namen versehen sind. So gibt es ganze Infanterie- und Fuhrparkkolonnenlager. Oben ist alles wieder mit Tannenzweigen verblendet, damit die Flieger sie nicht entdecken. Die Unterstände der Offiziere und die Gräber der gefallenen Soldaten sind wirklich künstlerisch aufgeschmückt. Aus den weißen Birkenstämmen sind schöne Naturstaketts gemacht, die Wege und Gräber mit den weißen Kreidestücken, die beim Schanzen ja genug zu kriegen sind, eingefast.

Im Herenkessel vor Perthes, 20. April 1915.

Meine lieben Dänickhorster! Wie ich meinen Geburtstag gefeiert habe? Ja, so wie ich ihn nie gefeiert und nie wieder feiern werde. Die Franzosen hatten natürlich auch davon erfahren, und schon um 1/25 Uhr fingen sie an mit Völlerschüssen. Da sie wohl meinten, ich wäre bei der Infanterie, schossen sie erst auf diese, aber dann nach einer Viertelstunde kamen sie zu uns. Da ging aber der Tanz los. Ihr hättet es sehen müssen; schneller als wäre Brand, waren wir aus

Oldenburger Jahrbuch 1916/17.

5



unseren Unterständen, und da haben wir gefeuert, was aus den Geschützen herauszukriegen war, 2 Stunden lang, dann wurde es langsamer, und der Angriff der „Nachbarn“ war abgeschlagen. Wir haben in der Tat Glück dabei gehabt; denn trotzdem wir die ganze Zeit in wirklich wohlgezieltem Feuer lagen, hatten wir doch nur einen Leichtverwundeten. Wenn man so am Geschütz ist, da hört man nicht, ob feindliche Granaten zwischen uns krepieren, oder ob unsere Geschütze schießen. Da ist einem auch alles egal, Hauptsache ist, nur immer feste was heraus. Da hier Batterie neben Batterie steht, war es ein tolles Getöse. Auch eine von unseren Buden ging in die Luft, aber die Leute waren ja am Geschütz, und jetzt steht sie wieder. Nachher erzählten uns die Infanteristen, wie die Franzosen mit Toten und Verwundeten geschleppt hätten. Etwas Schießerei haben wir jeden Tag, die Gräben liegen auch zu dicht zusammen, durchweg nur 30—40 m, stellenweise sogar bis auf 7 m. Da arbeiten nun die Handgranaten- und Minenwerfer besonders des Nachts ganz toll. Die ganzen Nächte hindurch ist es auch ein andauerndes gleichmäßiges Infanteriefeuer, da hört man zwischendurch mal die Maschinengewehre, die Minen und auch Artilleriefeuer, dazu steigen andauernd Leuchtkugeln und Lichtsignale, kurz es ist ein wundervolles Bild. Allerdings dürfen wir dabei die Nase nicht allzu hoch aus dem Graben stecken; denn alle Kugeln, welche die Franzosen über die ersten Gräben wegschießen, kommen so recht nett bei uns an, und so mancher Artillerist hat schon seinen „Heimatschuß“ dabei erhalten. Besonders viel leisten hier auch die Pioniere. Bei der Nähe der Gräben treiben sie unterirdische Stollen bis unter die feindlichen Stellungen, legen Minen und sprengen sie durch Elektrizität. Unsere Infanterie kann dann die Stellungen leicht nehmen, da wir die französischen Reserven durch unser Feuer zurückhalten. So harmlos dieser Stellungskrieg in den Zeitungen vielleicht aussieht, was kostet er doch jeden Tag für schweres Blut. Ergreifend war das Grab eines gefallenen Landwehrmanns. Die Kameraden hatten den Hügel großartig mit Moos und weißen Kalksteinen verziert und auf dem weißen Birkenkreuz die Photographie seiner Frau, die an einem Tisch, den Kopf in der Hand, saß, als denke sie über ihr Schicksal nach, angebracht. Ja, ja, Krieg. Bis jetzt haben die Flieger uns noch nicht entdeckt, wenn sie auch ungefähr wissen, wo wir stecken. Um das feindliche Feuer von uns abzulenken, hatten wir etwa 400 m vor unserer Batterie eine Scheinstellung gemacht und diese mit alten Rädern und Baumstämmen darauf als Kanonen markiert. Von der ganzen Sache ist jetzt nichts mehr, so haben sie dahin gefunkt, und wir — haben uns einen gelacht. Ja, ja, Spaß machts doch. Doch jetzt muß ich zu Bett, wollte sagen ins Stroh, denn die Franzosen stehen früh auf und wecken rechtzeitig, manchmal sogar Mitternacht. Auf frohes Wiedersehen Euer J. Claus.

Frankreich, 4. Mai 1915.

Heute Abend erhielten wir die Nachricht von dem großen Siege in Westgalizien. In dem Armeebefehl hieß es: „Auf Befehl S. Majestät hat die Be-



kenntgabe des Erfolges mit einem dreimaligen Hurra zu erfolgen. Zusatz der Division: Heute Abend 9⁰⁰ ist ein 3faches Hurra auszubringen. Gleichzeitig haben sämtliche Batterien eine Salve auf Ziele ihres Abschnittes abzufeuern. Auf das voraussichtlich hinterher zu erwartende Feuer haben die Truppen Rücksicht zu nehmen.“ Dann wurde uns genaue Zeit gegeben, und um punkt 9 Uhr donnerten alle Geschütze, Batterie neben Batterie los, dazu riefen alle Infanteristen im Schützengraben dreimal Hurra. Aber da hättet Ihr das Geknatter der Franzosen hören sollen, die ja unbedingt einen Sturmangriff erwarteten. Sie wollten sich gar nicht wieder beruhigen. Die ganze Nacht durch feuerten sie noch andauernd. Betroffen haben sie wohl keinen einzigen, da sich die Deutschen natürlich in Deckung hielten. 5. Mai. Heute morgen suchen feindliche Flieger das ganze Gelände ab, was gestern Abend wohl los war.

3. Juni 1915. In unseren Batteriestellungen ist es ziemlich ruhig, nur in den ersten Schützengräben ist andauernd dicke Luft. Da kann man allerlei Sachen sehen, welche sonst die Wissenschaft noch nicht kannte, die aber das Leben der Feldgrauen nicht gemüthlicher machen. Ja, wenn eine von den großen Schusterschemeln (Minen) wie eine große Bierflasche hoch durch die Luft ankommt, dann nehmen wir alle das Hasenpanier und verduften so weit wie möglich. Ich hab mich auch selbst gewundert, mit was für elegantem Schwung ich in einem Unterstand verschwinden konnte, trotz meiner Jahre. Augenblicklich stehen uns nur Schwarze gegenüber, die weißen Franzosen, denen es hier wohl zu windig war, zogen neulich abends mit Musik aus dem Schützengraben. Die Schwarzen versuchen gern sich auf afrikanisch an unsere Gräben zu schleichen. Gleich am ersten Abend wurden 7 von ihnen in Anerkennung ihrer hohen Leistung von unseren Infanteristen mit dem Bajonett erstochen. Seitdem haben sie ihre Ausflüge etwas eingestellt.

Champagne, 25. September 1915.

Wir liegen augenblicklich in sehr verstärkter Gefechtstätigkeit. Ja, es geht wieder bunt her in der Champagne, ob Joffre bei uns oder sonstwo durchreisen und seine rückwärtigen Provinzen besuchen will? Die nächsten Tage werden es uns wohl zeigen. Als sogenannte Sturmbatterie liegen wir ziemlich dicht, ca. 700 m vorm Feind, während die anderen Batterien alle auf etwa 2—3000 m zurückliegen. Dabei machten wir uns auch ziemlich mauzig, indem wir manchen Franzmann kaputt machten; und so kam es, daß wir eines schönen Tages entdeckt waren. Da gab es Saures. Für 3 Schüsse, die wir abgaben, erhielten wir 150 wieder. Das kam anders als die Donnerschläge bei einem Gewitter. Doch wir hatten vorzügliche Stollen. So haben wir keine Menschenleben verloren. Während einer Beschießung stand der Hauptmann zufällig etwa 500 m von der Batterie und sah sich den Sport an. Er hatte geglaubt, es könne kein lebendes Wesen mehr darin sein. Doch wie das Feuer etwas nachließ, guckte bald hier, bald da ein Kopf aus dem Graben. Das habe wunderbar ausgesehen, meinte er.

5*



Erich Devantier

Kriegsfreiwilliger, Gefreiter, Inhaber des Eisernen Kreuzes, geboren am 13. November 1895 in Eutin als jüngster Sohn des verstorbenen Gymnasialdirektors Devantier. Er besuchte das dortige Gymnasium und war noch ein kleiner Quarantaner, als sein Vater starb. Im Herbst 1913 ging er aus der Unterprima ab, um sich dem Gärtnerberuf zu widmen, in der Hoffnung, später als Gartenarchitekt seine starken künstlerischen Interessen¹⁾ mit seiner großen Liebe zur Natur zu einem Lebensberuf vereinigen zu dürfen. Als der Krieg ausbrach, meldete er sich erst in Lübeck als Kriegsfreiwilliger, wurde aber bei der Überfülle nicht genommen. Da auch in Oldenburg nicht anzukommen war, so ging er nach Eutin zu seinen Blumen zurück, machte dort in der Krankenpflege einen theoretischen Kursus durch und ging Anfang September nach Hamburg, wo er im Eppendorfer Krankenhaus sich drei Wochen für den Sanitätsdienst vorbereitete. Am 1. Oktober 1914 konnte er dann aber mit großer Freude melden, daß er nun doch beim Seeresdienst angenommen war. Mitte Dezember rückte er mit dem 1. Thüringischen Infanterie-Regiment (Graf Bose) Nr. 31 ins Feld, zunächst nach Nordfrankreich. Schon im Januar 1915 kam er mit dem Bataillon Rittlitz nach den Vogesen und machte die schweren Kämpfe am Hartmannsweiler Kopf mit. Nach einem Vierteljahr ging nach Nordfrankreich zurück, wo er bei Lutrech die ganze Schwere des Schützengrabenkampfes und zeitweilig viel drückende Tatenlosigkeit kennen lernte. Im Herbst 1915 stand er mit Teilen seines Regiments in der Champagne in den besonders schweren, aber siegreichen Kämpfen. Seitdem blieb er in der „grenzenlos öden Champagne“, bis am 26. Februar 1916 bei Marie à Py ein Granatsplitter dem Leben des jungen, so begeisterungsfähigen Helden bei einem Sturmangriff ein rasches Ende brachte. Auf dem Dorfkirchhof bei St. Etienne hat er seine letzte Ruhestatt gefunden. Sein Kompagnieführer sandte der Mutter nach seinem Tode noch das Friedrich-August-Kreuz mit dem Bemerken, er habe es ihm noch sagen können, daß er dafür vorgeschlagen war: „Mit Ihrem lieben Sohn ist uns ein frischer, mutiger Kriegsfreiwilliger und ein durch Charakter und Erziehung besonders lebenswerter Mensch verloren gegangen. Gerne erinnere ich mich daran, wie oft er sich zu einem gefährvollen Patrouillengang freiwillig meldete, und mit welcher Umsicht und Kaltblütigkeit er seine Aufträge ausführte.“

¹⁾ Vgl. Bühne und Welt, 18. Jahrgang, Juliheft 1916, S. 298 ff. Ein Denkstein von Karl Hendell.

